
Sitzen gelassen

Der Hockeyspieler Eric Walsky knallt mit dem Kopf aufs Eis und bleibt reglos liegen. Der Unfall beendet seine Karriere. Doch dann sieht er sich mit einem neuen Gegner konfrontiert: seiner Versicherung. So geht es vielen Sportlerinnen.

Von [Nina Fargahi](#) (Text) und Anoush Abrar (Bilder), 04.11.2020



Kämpft seit seinem Unfall um die Versicherungsleistungen: Eric Walsky.

Stühle. Nach seinem Unfall fing Eric Walsky an, Stühle zu malen. Schwere, schwarze Stühle auf grossen Leinwänden. Er konnte nicht mehr liegen oder aufrecht gehen. Nur sitzen, das ging. Ohne zu lesen, ohne Musik zu hören, ohne zu sprechen. Nur sitzen.

Es geschah am Nachmittag des 20. November 2016. Walsky spielte als Stürmer im Team des Lausanne HC gegen den EHC Biel. Das Spiel lief gut; Lausanne lag drei Tore im Vorsprung. Im Publikum sass zum ersten Mal Walskys Sohn Finn, der damals neun Monate alt war. Doch dann flog der Puck in die Luft, und ehe es sich Walsky versah, rammte ihn ein Gegner derart stark, dass er mit dem Kopf aufs Eis schlug und bewusstlos liegen blieb.

Das Video der Liveübertragung zeigt in Zeitlupe, wie Träume zerbrechen.

Woher kommen die Aussetzer?

«Es gibt ein Vorher und ein Nachher», sagt Walsky, wenn er über den Unfall und die Gehirnerschütterung spricht, die er beim Sturz erlitten hat. Der 36-Jährige sitzt auf dem Balkon seiner Wohnung in Montreux. Als die Sonne auf sein Gesicht scheint, schiebt er den Stuhl rasch in den Schatten. Gegenüber befindet sich ein altes Gebäude mit einem spitzen Turm. Sein Sohn Finn erzählt, dass in diesem Turm ein Drache wohne, der die Familie beschütze.

Einmal kletterte Finn übers Balkongeländer. Sein Vater sass daneben, sah, wie sich sein damals zweijähriger Sohn in Gefahr begab – und hatte einen Aussetzer. Er reagierte nicht. Seine Frau, sagt Walsky, habe die Szene durch das Fenster beobachtet und sei herausgestürmt. In letzter Sekunde erwischte sie das Kind am Arm und zog es in Sicherheit.

Seit dem Unfall vor vier Jahren quälen Eric Walsky verschiedene Symptome. Manchmal sei es ein Schwindel, der morgens beginne und im Laufe des Tages stärker werde. Manchmal ein Augenflimmern. Manchmal Schmerzen und Druck in den Ohren, manchmal ein Krampf im Nacken. Immer wieder habe er Aussetzer, so wie damals, als sein Sohn fast vom Balkon stürzte. Manchmal fühlten sich sein Kopf und sein Gesicht an, als seien sie «elektrisch aufgeladen», sogar die leichte Bise in den Haaren schmerze dann. «Nichts ist mehr so, wie es vor dem Unfall war», sagt Walsky.

Doch die Versicherung glaubt ihm nicht.

Die Symptome, so die Vaudoise, hätten keinen unmittelbaren und ursächlichen Zusammenhang mit dem Unfall – sprich: Es fehle am adäquaten Kausalzusammenhang. Ausserdem habe Walsky nach dem 20. November 2016 Versuche unternommen, sein Training fortzusetzen. Für die Versicherungsgesellschaft ein Zeichen dafür, dass der Unfall keine Auswirkungen auf die Leistungsfähigkeit des Spielers gehabt habe.

Walsky ist in Alaska aufgewachsen. Als Zehnjähriger fing er an, mit den Nachbarskindern auf dem See Eishockey zu spielen. «Sobald ich aufs Eis trat, fühlte ich mich frei», sagt er. Vor der Schule, nach der Schule und bis abends spät – wann immer er konnte, jagte er einem Puck nach. Dass ihn ein Unfall zwingen sollte aufzuhören, wollte er lange nicht wahrhaben.

Das zeigt sich auch in den Unterlagen: Walsky tat alles, um vom Unfall zu genesen. Ärzte, Therapeutinnen, Coaches, Spezialistinnen aus dem In- und Ausland zog er bei – zwischen November 2016 und April 2018 unterzog er sich mehr als zweihundert Behandlungen. «Ich habe noch viele Jahre Eis-

hockey in mir», schreibt er am 17. November 2017 der Vaudoise. Manchmal verschwinden die Symptome, und Hoffnung keimt auf. Doch immer kehren die Schmerzen zurück – unberechenbar und oft mit voller Wucht.

Am 18. Juni 2018 gibt Walsky seinen Rücktritt bekannt.

Versicherungen haben viel Spielraum

Gehirnerschütterungen kommen im Sport häufig vor. Allein im Jahr 2018 waren es laut der Schweizerischen Unfallversicherungsanstalt (Suva) rund 4720 Fälle, in allen Sportbereichen. Trotzdem scheint die rechtliche Handhabung von Gehirnerschütterungen noch ganz am Anfang zu stehen.

Professor Thomas Gächter, Dekan der Rechtswissenschaftlichen Fakultät an der Universität Zürich und Spezialist für Gesundheits- und Sozialversicherungsrecht, sagt: «Ob die Kriterien noch zeitgemäss sind, ist eine seit über einem Jahrzehnt kontrovers diskutierte Frage. Insbesondere wenn es darum geht, wie anstelle der bisherigen Praxis die langfristigen Folgen rechtlich beurteilt werden sollten.»

Die Versicherungen berufen sich gerne auf den «adäquaten Kausalzusammenhang», um die finanziellen Folgen einer Gehirnerschütterung nicht übernehmen zu müssen. Das heisst: Die Schädigungen werden nicht auf den Unfall zurückgeführt, sondern auf eine beliebige andere Ursache in der Vergangenheit.

Dass Versicherungen den adäquaten Kausalzusammenhang bei Gehirnerschütterungen nach einem gewissen Zeitablauf verneinen, ist bekannt. «Das kommt leider häufig vor», sagt der Luzerner Anwalt und ehemalige Spitzensportler Ulrich Kurmann. Er ist Athletenvertreter im Exekutivrat von Swiss Olympic und vertritt als Anwalt rechtsuchende Geschädigte gegenüber den Versicherungen.

Die heutige Rechtsprechung, so Kurmann, bevorteile häufig die finanzstarken Versicherungen statt die Verunfallten. Denn manche Folgen einer Gehirnerschütterung seien auf Röntgenbildern schlicht nicht zu sehen. Und daher aus Sicht der Versicherungen nicht vorhanden. Eine Einzelfallbeurteilung finde nicht statt.

«Das ist wirklich ein Problem in der Sportwelt», sagt auch Thilo Pachmann, Zürcher Anwalt für Sportrecht. Die Rechtsfigur des adäquaten Kausalzusammenhangs biete viel Spielraum, weshalb Versicherungen oft mit dem Begriff argumentierten. Dies zu ändern, sei letztlich eine politische Frage.

Die Rechtsprechung ist veraltet

Die Versicherungen können zwar auf die aktuelle Rechtspraxis verweisen, aber aus medizinischer Sicht lassen sich die teils massiven Beschwerden nicht einordnen. Das bestätigt Gery Büsser, seit 1996 Arzt des Hockeyteams ZSC Lions. «Den Versicherungen geht es nicht um den Patienten, sondern um den Befund.» Es brauche dringend eine neue Rechtsprechung, und das geltende Gesetz hinke Realität und Wissenschaft hinterher. «Wenn in den 1980er-Jahren ein Kind aus dem Kajütenbett fiel und die Eltern erschrocken den Hausarzt anriefen, fragte dieser immer: «War das Kind bewusstlos und hat es erbrochen?» Wenn nicht, dann war es keine Gehirnerschütterung.»



«Es gibt ein Vorher und ein Nachher»: Dass ihn der Unfall derart aus der Bahn werfen könnte, wollte Walsky lange nicht wahrhaben.

Obwohl man heute wisse, dass diese Annahmen überholt seien, stütze man sich immer noch darauf. «Es ist absolut nicht so, dass es bei einer Gehirnerschütterung immer zur Bewusstlosigkeit kommen muss», so der ZSC-Teamarzt. Und die ersten Symptome träten häufig viel später auf.

Gemäss Büsser kommen in den ersten zwei Profiligen durchschnittlich vier bis sieben Gehirnerschütterungen pro Team und pro Saison vor.

Nach der Karriere kommt das Loch

Man spreche kaum darüber, was mit jungen Profisportlern passiere, wenn ihre Karrieren mit einem Unfall abrupt enden, sagt Walsky. Die Identitätskrise sei enorm. Viele würden die Kurve nicht kriegen, hätten keine richtige Ausbildung, kein Auffangnetz. «Wenn man nur für den Sport lebt und dieser von einem Tag auf den anderen wegfällt, hängt man im luftleeren Raum.»

Der Schweizer Eishockeyverband kennt das Problem und versucht, das heikle Thema «punktuell an Vorträgen» aufzugreifen. Dessen CEO, Patrick Bloch, verweist auf die laufenden Diskussionen mit Swiss Olympic. Man führe zurzeit Gespräche, wie man junge Sportler dabei unterstützen könne, wenn ihre Karrieren enden – nicht selten aufgrund eines Unfalls. «Wir müssen uns als Verband weiterentwickeln und dafür sorgen, dass Sport und Ausbildung gleichzeitig möglich sind.»

Er sieht die Verantwortung aber vor allem bei den Athletinnen selbst. «Es ist an jedem Einzelnen, sich während der Karriere Gedanken darüber zu machen: Wie soll mein Leben nach der Sportkarriere aussehen?»

Auch der ehemalige Fussball-Nationalspieler Benjamin Huggel kennt das Gefühl, wenn die Profikarriere endet. «Viele ehemalige Spitzensportler entwickeln Suchtprobleme, erkranken psychisch oder liegen sogar dem Sozialstaat auf der Tasche», sagt er. Das Thema sei in der Szene bekannt, aber immer noch ein Tabu. Er selbst habe sich zu wenig mit diesem Übergang auseinandergesetzt und sei in ein Loch gefallen. Deshalb hat er das «Athletes Network» gegründet, um mehr Bewusstsein zu schaffen und Sportlerinnen nach dem Karriereende unter anderem bei der Jobsuche zu helfen.

Aber stehen nicht auch die Clubs wenigstens teilweise in der Verantwortung? Sollten sie den ehemaligen Profisportlern nicht weiterhelfen in solch schwierigen Situationen? Fragt man bei den Eishockeyclubs in Kloten, Bern und Davos nach, treffen schwammige, ausweichende, nichtssagende Antworten ein. Das Thema ist offensichtlich unbeliebt.

«Um einen ehemaligen Profisportler macht sich kaum jemand Sorgen», sagt auch Eric Walsky. Die Leere, die nach dem Karriereende komme, könnten nicht einmal die allernächsten Menschen verstehen. Umso belastender sei der Rechtsstreit, den er mit der Vaudoise-Versicherung auszufechten habe.

Walsky zieht seinen Fall vor Bundesgericht.

Die Vaudoise-Versicherung solle anerkennen, dass seine Schädigungen vom Unfall herrühren. Er sei keine Ausnahme, und er möchte, dass es anderen verletzten Athleten in Zukunft nicht so ergeht wie ihm. «Dieser Missstand muss sichtbar werden», sagt er. Die Vaudoise sagt auf Anfrage, dass sie sich zum laufenden Verfahren nicht äussern möchte.

Der Missstand, dass Athletinnen die langfristigen Schäden eines Unfalls ständig unter Beweis stellen müssen. Dass manche Beschwerden einfach nicht beweisbar sind. Dass Sportler nach einem Unfall von den Clubs und Verbänden fallen gelassen werden. Und dass ihnen oft nichts anderes übrig bleibt, als die Schmerzen auszusitzen. Auf schweren, schwarzen Stühlen.